

## **Jahresempfang des Katholikenrates der Region München am 23. Oktober 2018 im Saal des Alten Rathauses München**

### **Rede der neuen Vorsitzenden Hiltrud Schönheit**

Sehr geehrte Damen und Herren,

heute begrüße ich zuerst und ganz besonders Sie, liebe Vertreterinnen und Vertreter aus den deutschen und muttersprachigen Gemeinden sowie die Vertreterinnen und Vertreter der Verbände!

Sie und Ihr Einsatz in den Gemeinden und Verbänden, d.h. an der Basis, stehen heute im Mittelpunkt unseres Jahresempfangs. Ihnen soll mit der heutigen Veranstaltung ausdrücklich für Ihr Engagement für Kirche und damit Gesellschaft gedankt werden.

Aber natürlich geht auch ein herzliches Grüß Gott an Sie,  
lieber Herr Weihbischof Graf zu Stollberg,

und an alle Vertreterinnen und Vertreter der Religionsgemeinschaften, der politischen Parteien, der Stadtgesellschaft und der des Landkreises insgesamt.

Ihnen allen danke ich, dass Sie mit Ihrer Anwesenheit Ihr Interesse an Kirche und speziell unserer Arbeit im Katholikenrat so zahlreich bekunden. Das ist uns wichtig, und es ehrt uns.

Sie können sich im Zweifel denken, warum ich dankbar bin für dieses Zeichen Ihrer Unterstützung. Denn mit der Veröffentlichung der Missbrauchsstudie durch die Bischofskonferenz bläst unserer Mutter Kirche zur Zeit nicht der Wind ins Gesicht, sondern es ist eher ein Orkan, der alles durcheinander wirbelt. Was am Schluss herauskommt, wenn sich dieser Orkan verzogen hat: wir können es noch nicht wissen. Im Vertrauen auf Gott bete ich dafür, dass es eine erneuerte, geheiligte Kirche sein wird. Ein lockeres „Das wird schon“ geht mir allerdings gerade nicht über die Lippen. Es ist ernst.

Und dieser Durcheinander mit allen Erschütterungen findet, im Zweifel nicht von ungefähr, in einer gesellschaftlichen Situation statt, in der vieles im Wandel, ja einiges ins Rutschen geraten ist. Die Schwierigkeiten der Gesellschaft liegen ganz sicher an der Komplexität der Verhältnisse, und dann natürlich an der Schnelligkeit des Wandels. Damit fühlen sich viele verständlicherweise überfordert. Aber darüber hinaus frage ich mich: geht es uns zu gut?. Es geht uns schon lange gut. Geht es uns schon zu lange zu gut?

Seit mehr als 70 Jahren leben wir in Deutschland im Frieden.

Freiheit, Sicherheit, Wohlstand, aufs Ganze gesehen gibt es das in unserem Staat in einem Ausmaß wie nie zuvor in der Vergangenheit.

Der Arbeitsmarkt boomt, die Löhne steigen, und 80% der Bevölkerung zählen statistisch zur Mittelschicht. Natürlich ist es unsere Aufgabe als caritativ engagierte Christen, über Unterstützung der verbleibenden 20 % nachzudenken. Aber auf welchem Niveau tun wir das? *Können* wir das in Deutschland tun?? Es geht ja in unserem Land nicht darum, ob jemand verhungert. Wir diskutieren über gesellschaftliche Teilhabe, darüber, ab welcher Grenze eine Unterstützung durch den Staat die Eigeninitiative des Betroffenen hemmt. Ist das nicht großartig? Könnten wir uns nicht einfach einmal über diesen beneidenswert guten Zustand unseres Landes freuen? Trotz aller Aufgaben, die an allen Ecken winken? Satt dessen stoßen wir überall auf Verunsicherungen. Der Staat wird schlecht geredet. Politiker, die einfachste Lösungen für komplexe Probleme bieten, haben Zulauf. Menschenfeindliche Ressentiments gegen so manche Gruppen dürfen lautstark geäußert werden. Antisemitische Diffamierungen erfolgen seit einigen Jahren noch nicht einmal mehr anonym, sondern offen und mit namentlicher Unterschrift. Menschenfeindlichkeit gerechtfertigt durch

Verunsicherung?? Geht´s noch?? (würden meine Kinder formulieren....) Gesucht werden also offenbar Absicherungen dagegen, etwas zu verlieren oder nur abgeben zu müssen.

Absicherungen gegen die Unwägbarkeiten des Lebens. Sind wir schon so gepampert, dass wir das Leben selbst nicht mehr ertragen?

Jedenfalls: auch im Vergleich zu unseren Nachbarländern stehen wir sehr gut da. Es geht uns gut.

Und wie sag der Volksmund so schön: wenn´s dem Esel zu gut geht, geht er aufs Eis. Und dann, so füge ich hinzu, hat er Angst auszurutschen.

Verunsicherungen und Ängste:

Zunächst: Angst ist, zumindest als Dauerzustand, unbiblisch. Wie oft finden wir in der Bibel die Aufforderung Jesu: Habt keine Angst!

Aber in Feuilletons und entsprechenden Kreisen wird derzeit über dieses Phänomen viel nachgedacht, diskutiert und geschrieben.

Es gibt gerade sogar dazu, ganz aktuell, eine Ausstellung in Bonn im Haus der Geschichte mit dem Titel „Angst – eine deutsche Gefühlslage“.

Und denken Sie einmal, soweit Ihnen das Ihr Alter erlaubt, an die 80er Jahre zurück:

Was haben wir uns da geängstigt: Waldsterben, Nachrüstung, Tschernobyl, Volkszählung....Der Untergang der Welt stand kurz bevor. Natürlich standen hinter diesen Begriffen handfeste Probleme. Und das Problem der Klimaveränderung ist sogar heute drängender als je zuvor.

Und natürlich waren Lösungen im Diskurs zu suchen, und natürlich dürfen und sollen Diskussionen für Politik und Gesellschaft leidenschaftlich geführt werden.. Aber heute kommt mir persönlich diese kollektive Angstbewegung der 80er Jahre seltsam distanzlos vor, alles war unglaublich wichtig, ernst, und, wie immer, wenn es um Distanzlosigkeit geht, fand sich eine Prise Humor wenn überhaupt nur kombiniert mit einer boshaften Spitze gegen den politischen Gegner.

Und dann, da werden sich schon ein paar mehr von Ihnen erinnern können:

Die Angst vor den Flüchtlingen nach der Balkankrise 1992. Also alles nur ein Déjà-vu?

Jeder weiß, dass Angst ein schlechter Ratgeber ist.

Jeder weiß, dass Angst „nur“ ein Gefühl ist, keine Tatsache.

Ob wie und welche Tatsache dahinter steht, ist eine ganz andere Frage.

Lassen wir uns nur von Sorgen leiten, macht uns das in der Erziehung unserer Kinder zu schlechten Eltern. Und es hilft übrigens kein bisschen dabei, die Kontrolle zu erlangen. Die hat man einfach nicht.

Und, das schrieb schon Hannah Arendt Mitte des letzten Jahrhunderts: Furcht ist sozusagen das antipolitische Prinzip schlechthin. Weil Menschen sich damit als Subjekte des Handelns aufgeben und von äußeren Umständen treiben lassen. Beim populistischen Spiel mit Ängsten handelt es sich eben nicht bloß um eine andere Art von Politik, sondern um eine Demontage von Politik überhaupt. Politik wird also demontiert, wenn bewährte Regeln aus Angst über den Haufen geworfen werden. Wenn plötzlich die Würde des Menschen offenbar eine andere sein soll, wenn es sich um Asylsuchende oder Obdachlose handelt. Wenn die Art der Sprache nicht nur aggressiver wird, sondern regelrecht verroht.

Eigentlich konnten wir bislang davon ausgehen, dass die Orientierung an Wahrheit, Glaubwürdigkeit und Verantwortlichkeit in der öffentlichen Debatte verbindlich war.

Das wird, bis vor ein paar Jahren undenkbar, durch salonfähig gemachte Begriffe wie „alternative Fakten“ perfide untergraben, so dass heute vielleicht nicht mehr der Gedanke, dass Demokratie vom Streit lebt, der wichtigste ist, sondern der Gedanke „Demokratie lebt vom Argument“.

„Es stimmt, dass Demokratien durch Streit und Debatten gestärkt werden, aber auch in ihnen steht nicht alles zur Disposition. Es muss unstrittige Überzeugungen und einen Grundkonsens geben wie die Verfassung, die Menschenrechte und die Gewaltenteilung mit der Unabhängigkeit des Rechts

und der Medien. Denn nicht jede Gegenstimme verdient Respekt. Sie verliert diesen Respekt, wenn sie darauf zielt, die Grundlagen für Meinungsvielfalt zu untergraben. Demokratie lebt nicht vom Streit, sondern vom Argument. Pöbeleien oder gar eine Eskalation polarisierender Symbole wie in Chemnitz führen in einen Zustand allgemeiner Verwirrung, legen die Demokratie lahm und machen sie betriebsunfähig für ihre wichtigen Aufgaben.“ So Aleida und Jan Assmann bei ihrer Dankesrede zur Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels in der Frankfurter Paulskirche in diesem Jahr.

Aber was soll das heißen: „Demokratie lebt vom Argument“?

Zunächst bedeutet es Anstrengung. Es bedeutet Investieren von Zeit. Alles das braucht der Mensch, der sich um logische, faktengestützte Argumente bemüht. Der mehr als nur seine gefühligen, ich-bezogenen Ansprüche formulieren will. Er muss fragen, zuhören, forschen, lesen, sich manchmal auch in längere Argumentationsketten hineinbegeben – was natürlich nicht mit einem Abgreifen von Überschriften oder Schlagworten auf dem Handy allein zu erreichen ist. Oder haben wir die Kunst des sauberen Argumentierens in unserem Medien-Internet-Zeitalter in der Breite etwa schon verloren? Führt die Tatsache, dass wir ganz leicht Zugang zu so wahnsinnig viel Information haben können, dazu, dass wir einfach nichts mehr genauer wissen wollen?

Wobei es Dinge gibt, die man ja wirklich eigentlich nicht wissen will.

Damit meine ich die Dimension von Machtmissbrauch in der Katholischen Kirche, die mit der kürzlich veröffentlichten Studie, aber im Grunde schon vorher mit den seit 2010 gewonnenen Erkenntnissen erkennbar geworden ist. Der bereits erwähnte Orkan, der uns derzeit durcheinanderwirbelt. Die Frage ist, welche Konsequenzen daraus jenseits aller Erschütterung und Scham gezogen werden müssen.

Konsequenzen wird es aus zwei Richtungen geben müssen: von oben und von unten.

Einerseits von der Kirchenleitung. Formuliert sind Forderungen an die Bischöfe schon reichlich.

Auch wir im Vorstand des Katholikenrates haben das in einem Brief an die Pfarrgemeinderäte in der Region München getan.

Andererseits auch Konsequenzen in den Pfarrgemeinden, an der Basis. Das ist ganz schwierig zu fassen.

Zunächst zu möglichen Konsequenzen „von oben“:

Ich meine durchaus, dass der kirchliche Gesetzeskodex wieder die alte Regel aufnehmen sollte, die erst 1983 aus dem CIC gestrichen worden ist. Bis 1983 nämlich waren Missbrauchstäter exkommuniziert. Ich könnte mir vorstellen, dass das (neben der weltlichen/staatlichen Sanktionen) eine Strafe ist, die solche Täter nicht unberührt lässt. Aber das nur am Rande.

Ansonsten: bei den möglichen Konsequenzen von oben handelt es sich, auf einen kurzen Nenner gebracht, um eine Frage der Haltung.

Wer in der Haltung lebt, dass sein Amt eine Verpflichtung zum DIENST im Auftrag Jesu Christi an den Menschen ist, der kann z.B. gelassen auch Externen Einblick in seine Unterlagen gewähren, z.B. ehemaligen Richtern oder Staatsanwälten, die ausreichend vertraut sind mit Schweigepflichten, wie auch immer. Dass dies mit der nötigen Klugheit zu tun ist, versteht sich von selbst.

Diese Haltung zum Dienen hat keine Angst davor, Kontrolle abzugeben.

Dagegen steht eine Haltung, in der das Amt Mittel zum Machterhalt des einzelnen ist, überspitzt formuliert, die Macht, dass ich Dinge so regeln kann, wie es für mich am angenehmsten ist.

Mit dieser Haltung wird ein Kontrollverlust zur Bedrohung der eigenen Machtkompetenzen, die letztlich jede Konsequenz mit einem „weiter so!“ verhindert.

Das ist die Haltung, die mit dem Schlagwort „Klerikalismus“ bezeichnet wird.

Die Frage der Haltung betrifft dabei alle kirchlichen Themen, d.h. alle strittigen Themen, die ja spätestens Mitte des letzten Jahrhunderts mit dem 2. Vatikanischen Konzil ins Bewusstsein der Öffentlichkeit gelangt sind: die Homosexualität, der Zölibat und die Stellung der Frau in der Kirche, exemplarisch sei hier genannt die Weihe von Frauen zur Diakonin.

Über allem steht das Problem der hierarchischen Verfasstheit der Kirche, die mittlerweile wie aus der Zeit gefallen erscheint, mit ihrer fehlenden Gewaltenteilung.

Diese Fragen sind wirklich nicht mehr neu, aber heute, so ja offenbar nicht nur mein Eindruck, steht dabei endgültig eine Menge auf dem Spiel. Die Austrittszahlen sind hoch.

Dankbar bin ich Kardinal Marx und (ihn habe ich vorletztes Wochenende bei der VV des Diözesanrates dazu gehört) Generalvikar Beer. Beide haben für die Erzdiözese München und Freising angekündigt, dass jetzt alle Themen zu diskutieren seien und es kein Tabuthema mehr geben dürfe und werde. Es reiche nicht mehr aus, über Strukturänderungen nachzudenken, sondern es muss um einen Systemwechsel gehen! Diese Ankündigung hat mich elektrisiert: Diskussionen ohne Tabus bis hin zum Systemwechsel! Sollte es wirklich so sein, dass das jetzt möglich wird?? Alles das offen zu diskutieren, was von verschiedenen Seiten in der Kirche in den letzten 50 Jahren immer wieder gefordert worden ist? Ich jedenfalls stehe, und ich denke, ich kann hier im Namen des Vorstandes des Katholikenrates sprechen, jederzeit bereit für Diskussionen, für ein Suchen nach neuen Wegen gemeinsam in den ehrenamtlichen Gremien und gemeinsam mit der Kirchenleitung. In der Hoffnung, dass das der richtige, synodale Weg in der Kirche ist, aus diesen schrecklichen Systemen des Machtmissbrauchs herauszufinden. Das muss in der kommenden Zeit Priorität im kirchlichen Handeln haben, sowohl bei Hauptamtlichen wie bei Ehrenamtlichen, und darf jetzt nicht dem täglichen Geschäft hintangestellt werden. Wenn es wirklich um einen Systemwechsel geht, gibt es nichts, was wichtiger sein könnte.

Es steht für Kirche, wie gesagt, eine Menge auf dem Spiel.

Und damit komme ich noch einmal zurück auf meine eben getätigte Unterscheidung von Streit und Argument. Es kann nicht darum gehen, dass wir jetzt die alten Grabenkämpfe wieder führen, die es seit vielen Jahren gibt. Sondern wir müssen uns die Mühe machen, die Argumentationslinien neu zu suchen, auch auf der Grundlage der neuen Erkenntnisse. Darin liegt die Chance des Augenblicks.

Ein Beispiel: ein ehemaliger Priester, seit langem laisiert und verheiratet, beschreibt in einem Leserbrief in einer der großen Tageszeitungen die Heimlichtuereien von Priestern, die sich zum Zölibat verpflichtet haben, ihn aber nicht leben. Diese Heimlichtuerei betrifft ihn noch heute (obwohl er selbst ja längst nicht mehr als Priester lebt), weil er ja auch über gegenwärtige Fälle von seinen Mitbrüdern, die eben nicht wie er die Konsequenzen gezogen haben, selbstverständlich Stillschweigen bewahrt. Er stellt aber dann die Frage, ob nicht genau diese Heimlichtuerei dazu geführt hat, dass auch über anderes wie sexuellem Missbrauch geschwiegen wurde, weil man geschult war im Stillschweigen, durch das eigene, inkonsequente Verhalten. Das ist ein etwas komplizierteres Erklärungsmuster für das Wegschauen, das mir aber zunächst einmal einleuchtet. In eine ähnliche gedankliche Richtung geht es übrigens heute in der Süddeutschen Zeitung in Bezug auf den Eichstätter Finanzskandal. Über alle diese Aspekte muss nachgedacht werden. Aber es zeigt, dass es zu einfach ist, pauschal den Pflichtzölibat abschaffen zu wollen. Ich persönlich glaube, dass es notwendig ist, und es mag sein, dass es eines Tages so kommt. Aber zunächst müssen wir genauer verstehen, was passiert ist, reden mit verschiedensten Leuten, zuhören, neu Argumente sammeln. Und das ist, wie gesagt, anstrengend und aufwändig. Und: ewig Zeit hat die Kirche, haben wir alle, dafür nicht mehr. Es ist ernst.

Andererseits fällt mir auf, wie vorsichtig tastend und überlegend derzeit über das Thema gesprochen wird. Z. B. in unserer letzten Vorstandssitzung, auch und gerade da, wo sich widersprechende Überzeugungen geäußert werden. Im Bewusstsein, dass es fünf vor zwölf ist, will niemand, der die Kirche liebt, nach der ersten Schockstarre durch die Veröffentlichung der Studie zusätzlich Öl ins Feuer gießen. Mir fällt eine Bedächtigkeit im Abwägen und im Nachfragen auf, die mir dann doch wieder Mut macht: Wenn wir so miteinander umgehen, wenn wir streitig diskutieren, können wir

den richtigen Weg finden.

Zu Konsequenzen „von unten“, von der Basis:

Hier ist es nicht nur mir, sondern im Zweifel generell unmöglich, sozusagen klare „Handlungsanweisungen“ zu geben.

Die Pfarreien selbst sind diejenigen, die das diskutieren müssen, um zu individuellen Lösungen zu kommen.

Eine Frage der Haltung ist es hier aber sicherlich auch. Wir haben mit unserem Brief an die Pfarrgemeinderäte versucht, zwei Aspekte zu beschreiben: einerseits das genaue vorurteilsfreie Hinschauen. Zunächst potentiellen Opfern überhaupt erst einmal zu glauben. Möglicherweise muss noch einmal das Thema Prävention angegangen werden. Viele Pfarreien sind da nach 2010 ja schon aktiv geworden. Vielleicht noch einmal schauen, wie bekannt die präventiven Maßnahmen in der Pfarrei, in jeder Struktur sind. Solche verabredeten Maßnahmen zur Prävention können ja nur dann Schutzwirkung entfalten, wenn sie im öffentlichen Bewusstsein präsent sind. Wissen nur Pfarrer und PGR-Vorsitzende davon, helfen sie nicht.

Der zweite Aspekt: Unterstützen Sie Ihre Pfarrer, die bei allem Missstand doch in der weit überwiegenden Mehrheit gute und unverzichtbare Arbeit leisten. Diese Arbeit brauchen wir auch in Zukunft, und wir sind dankbar dafür. Lassen wir es miteinander nicht zu, dass grundloses Gerede die Atmosphäre vergiftet!

Eine Frage der Haltung, auch von unten.

Im übrigen gibt es Klerikalismus nicht nur von oben, sondern auch von unten. Dann, wenn wir meinen, Kirche sei erst dann, wenn der Pfarrer anwesend ist. Ein Krakauer Wochenblatt hat im Zusammenhang mit dem Film „Klerus“ unlängst dieses Phänomen als „Infantilismus der Gläubigen“ bezeichnet. Durchaus drastisch. Jedenfalls ist hier für uns alle in den Pfarreien noch viel Luft nach oben.

Erlauben Sie mir zu dem großen Komplex Machtmissbrauch noch eine weitere Anmerkung: Sie betrifft den Glaubwürdigkeits- und Vertrauensverlust. In den Wochen nach der Veröffentlichung der Studie hat sich bei mir mehr und mehr ein Gefühl von Peinlichkeit eingestellt, wenn das Wort Vertrauen gebraucht wurde. Dabei habe ich es in dem erwähnten Brief an die PGR-Vorsitzenden selbst noch getan. Mittlerweile meine ich aber, niemand in der Kirche, egal ob Geweihter oder Laie, Hauptamtlicher oder Ehrenamtlicher, sollte derzeit davon reden, wie die Kirche wieder VERTRAUEN herstellen kann. Mir scheint, das ist auf der Prioritätenliste, was zu tun ist, das falsche Ziel.

Zunächst: Niemand kann Vertrauen „herstellen“. Vertrauen einfordern geht nicht, weil es ein Widerspruch in sich ist. Vertrauen ist eher etwas, was absichtslos erworben wird, was einem geschenkt wird. Das ZIEL unseres Handelns muss sein, das Wort Gottes den Menschen in der rechten Art und Weise zu verkünden, mehr und mehr eine Kirche herstellen, die Gottes Wort entspricht. Wenn wir das tun, mit Liebe und Hingabe an die Menschen, kann es sein, dass uns als Kirche eines Tages auch wieder Vertrauen geschenkt wird, genauso, wie es auch sein kann, dass jetzt noch Leute der Kirche Vertrauen entgegenbringen. Wenn man etwas tut, muss man es um der Sache willen tun, nicht um Vertrauen zu erwerben. Im Grunde desavouiert man damit die Sache selbst.

Es ist doch auch sonst so mit dem Schenken oder Erben: Stellen Sie sich vor, Sie seien Erbonkel oder -tante: Wenn die potentiellen Erben dauernd Ihnen gegenüber in der Öffentlichkeit erwähnen, dass sie dieses oder jenes gerne von Ihnen geschenkt hätten, und es doch mit Sicherheit in Zukunft von Ihnen bekommen würden: irgendwann ist es Ihnen das doch unangenehm.

Deshalb meine ich: streichen wir das Wort Vertrauen aus unserem Wortschatz. Benutzen wir es nur noch dort, wo wir Gottes Vertrauen in uns und unser Vertrauen in Gott meinen. Besonders bei letzterem ist jedes Vertrauen gerechtfertigt. Gott wird uns nicht enttäuschen. Aber ansonsten: Tun wir einfach unsere Arbeit! Bringen wir die Kirche in Ordnung!

Möglicherweise fragen Sie sich, warum ich hier im Rathaus, beim Jahresempfang, so viel zu diesen innerkirchlichen Problemen sage, da, wo wir als Katholikenrat aus unserem Innercircle quasi heraustreten?

Warum ist es auf die Gesellschaft als Ganzes gesehen wichtig?

Zunächst einmal: das Problem des Machtmissbrauchs in der Kirche schwebt ja nicht im luftleeren Raum. Es strahlt vielmehr aus auf die übrige Gesellschaft und findet sich auch in ihr: in Familien oder Sportvereinen, selbst im Kulturbetrieb, wie die unlängst entstandene „Me-Too“ Debatte zeigt. Nur ist die Fallhöhe in unserer Kirche eine exorbitant andere, viel tiefere, weil die Kirche immer einen hohen Moralanspruch vertreten hat.

Dies ist anzuerkennen,

und wir alle in der Kirche müssen der Versuchung widerstehen, durch den Hinweis auf andere Übeltäter irgendetwas relativieren zu wollen. Deshalb ist das Problem offen und öffentlich anzusprechen und anzugehen.

Daneben glaube ich aber trotzdem, dass die eigentliche Botschaft der Kirche für die Gesellschaft einen unverzichtbaren Beitrag leistet, eben weil wir in einem säkular verfassten Staat leben.

Bundespräsident Dr. Frank-Walter Steinmeier sagte anlässlich der Eröffnung des letzten Katholikentages in Münster „Zur Herausbildung unserer kulturellen Identität gehörte auch das jahrhundertelange Ringen um das rechte Verhältnis von Kirche und Staat, Religion und Gesellschaft. Die heutige Trennung beider Bereiche, so wie sie unsere Verfassung vorsieht, gehört zu den segensreichsten und friedensstiftenden historischen Errungenschaften. Der Staat hat die Religion nicht zu bevormunden, er hat sie aber auch nicht in Dienst zu nehmen, er darf sie nicht zum Instrument von Politik machen.

Wovon also lebt dann der Staat, wenn er Religionen zwar fördern, sie aber nicht in seinen Dienst nehmen darf?

Der frühere Verfassungsrichter Ernst-Wolfgang Böckenförde hat es so formuliert:

*„Der freiheitliche, säkularisierte Staat lebt von Voraussetzungen, die er selbst nicht garantieren kann. Das ist das große Wagnis, das er, um der Freiheit willen, eingegangen ist. Als freiheitlicher Staat kann er ..... nur bestehen, wenn sich die Freiheit, die er seinen Bürgern gewährt, von innen her, aus der moralischen Substanz des einzelnen ..... reguliert. [Ernst-Wolfgang Böckenförde](#): *Staat, Gesellschaft, Freiheit*. 1976, S. 60.*

Mit anderen Worten: als Bürgerinnen und Bürger dieses Staates haben wir den Auftrag, diesen entsprechend seiner Grundordnung mitzugestalten. Sonst funktioniert er nicht. Als Christinnen und Christen bieten wir mit unserem Selbstverständnis alle Voraussetzungen, Beiträge für ein friedliches und gedeihliches Miteinander in der Gesellschaft zu leisten, und immer dabei die Bedürftigen im Blick zu behalten.

Wobei unser wichtigstes Gebot Gottes „liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ gar nicht mal erst aus dem NT, sondern aus dem 3. Buch Mose, Levitikus stammt: Hier ist es tatsächlich einmal gerechtfertigt, von einem jüdisch-christlichen Erbe zu sprechen.

Ein Gebot, das darauf hinweist, dass Nächstenliebe nicht territorial begrenzt werden kann. Dass wir nicht in die Falle laufen dürfen, unsere Härte des Herzens mit harten Moralkritik zu kaschieren.

Mit dieser Botschaft ist es, wie H.P. Kerkeling es einmal beschrieben hat, wie mit einem grandiosen Film: Dieser Film selbst verliert nichts an seinem Wert, wenn er in einem schäbigen, heruntergekommenen kleinen Stadt- oder Dorfkino mit unfreundlichem Servicepersonal gezeigt wird. Wir sollten nur schleunigst alle notwendigen Reparaturmaßnahmen ergreifen, ehe uns das marode Gebäude über den Köpfen zusammenbricht und uns mit samt dem Film unter sich begräbt.